

der gegenseitigen Liebe und stellen damit an den Partner hohe Anforderungen. Die Ehe wird bewußter erlebt, und Störungen werden feinfühlicher wahrgenommen. Das bedeutet für die Ehe größere Chancen, aber auch größere Belastungen.

Leider kommt es auch immer häufiger zur völligen Entfremdung der Partner, zur Trennung und Scheidung der Ehe. Die Zahl der getrennten Ehepartner, der unvollständigen Familien und der wiederverheirateten Geschiedenen wächst; ihre Situation in der Kirche ist aber belastet und ungeklärt. Die auch von Synoden gewünschten Klärungen werden seit vielen Jahren hinausgeschoben. Dies macht die Beratungen und die so dringenden pastoralen Bemühungen um diese Menschen schwierig. Die Sorge um alle, die nicht dem anerkannten kirchlichen Leitbild von Ehe und Familie entsprechen, läßt viele Theologen und Seelsorger nach einer verantwortbaren pastoralen Praxis suchen, die sich einerseits vom Wort Jesu über die Ehe leiten läßt und andererseits diesen Menschen in ihren persönlichen Notsituationen gerecht zu werden versucht, ohne ihnen das Gefühl der kirchlich Ausgestoßenen bzw. Diskriminierten zu vermitteln.

Von vielen Seelsorgern und von den betroffenen Ehepartnern wird die große Hoffnung ausgesprochen, daß bei der Bischofssynode der schwierige Problembereich der Pastoral an wiederverheirateten Geschiedenen nicht ausgeklammert wird, sondern daß die offenen theologischen, pastoralen und rechtlichen Fragen in der Gesamtkirche eine notwendige Klärung finden.

Dialog mit anderen Meinungen

In unserer Zeit ist ein deutliches Nebeneinander und sogar Gegeneinander unterschiedlicher Ideologien und Meinungen gegeben, die Aussagen über Ehe und Familie machen. Die Familie wird zuweilen als Relikt einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung betrachtet, durch die bestehende Machtstrukturen aufrecht erhalten werden. So wird die institutionelle Seite der Ehe von manchen in Frage gestellt. Auf der einen Seite versucht eine leibfeindliche Einstellung, die Sexualität überhaupt zu

verteufeln; auf der anderen Seite löst eine biologistische Einstellung zur Sexualität diese vom personalen, gesamt menschlichen Wert. Aus einer pessimistischen Lebenseinstellung heraus wird es zudem als unverantwortlich angesehen, Kindern das Leben zu geben. Etc. etc.

Hinter den Verkürzungen und Verfälschungen, die in diesen Meinungen zum Ausdruck kommen, stehen aber auch manche berechnete Kritiken und auch manche brauchbaren Ansätze, die zur Klärung eines christlichen Leitbildes von Ehe und Familie beitragen können. Ein stärkerer Dialog mit den verschiedenen Ideologien wird für die Kirche notwendig sein und sollte gerade auch von der Bischofssynode in Gang gesetzt werden.

Praxis

Fritz und Elisabeth Michel

Was macht Ehe lebbar?

Wie ein Ehepaar die Werte der Ehe lebt und erlebt

Das Ehepaar Michel hat es dankenswerterweise auf sich genommen, in gemeinsamem Nachdenken die Frage, was Ehe lebbar macht, zu beantworten. Da wird unter den „Werten, die wir erleben“, etwa die Freiheit betont, und es werden von den vielfältigen Möglichkeiten, die die Ehe den Menschen bietet, beispielhaft einige angeführt. Eine wichtige Aufgabe ist die ständige Bemühung um die Verbesserung der Beziehungsqualität und um die Persönlichkeitsentfaltung. Der Beitrag bietet den Seelsorgern Anregungen, positiv über die Ehe zu predigen, und den Eheleuten, über ihre eigene Ehe nachzudenken oder gemeinsam mit anderen Ehepaaren und mit jungen Leuten über die Ehe zu sprechen.

red

Junge Menschen flüchten heute vor der Ehe. Sie befürchten mit dieser Bindung an

einen Partner Einengung, Beschränkung, Selbstaufgabe, zu große Verpflichtung. Ob diese „beschränkte“ Sicht auf ein Leben zu zweit vom Zeitgeist beeinflusst ist oder durch das Beispiel mancher Ehe geprägt wird, bleibe dahingestellt. Wir haben es bisher anders erlebt.

Wir schreiben die nachfolgenden Gedanken aus dem Erleben von 18 Ehejahren. Wir haben drei Kinder im Alter von 17, 15 und 14 Jahren. Unsere Äußerungen beschränken sich aber auf die Ehe, also auf die Beziehung zwischen uns Ehepartnern; diese ist auch die wesentlichste Basis für die Beziehung zu den Kindern und Modell für die Kontakte und Verhaltensweisen der Kinder untereinander.

1. Werte, die wir erleben

1.1 Vertrautheit

Einander vertraulich begegnen, weil man sich gut kennt und versteht, das ist für uns Alltag, das ist Ernst und Spiel. Unsere Vertrautheit zueinander ist gewachsen vom ersten Begegnen, vom „Sich-Beschnuppern“ über viele persönliche Äußerungen und Entäußerungen. Sie bedarf auch heute immer neuer Zeichen (Äußerung persönlicher Gefühle und Gedanken), damit sie wach und wahr bleibt. Wir sind Etappen der Vertraulichkeit gegangen, indem wir uns anvertraut haben: geistig und körperlich haben wir einander entdeckt und entdecken uns immer wieder, erleben wir die intime Begegnung miteinander.

Diese Vertrautheit schafft uns einen Ort des Wohlseins: wir können uns so äußern, wie es uns zumute ist; wir können unsere Gefühle äußern; wir müssen nicht eine Rolle vorspielen und nicht eine Maske aufsetzen, um vor dem andern besser zu erscheinen; wir dürfen ganz Mensch sein mit all den uns eigenen Verhaltensäußerungen. Allerdings müssen wir auch gestehen, daß diese Vertrautheit hin und wieder das Aufkommen und Äußern negativer Gefühle beinhaltet. Argwohn und Mißtrauen, die Angst, falsch verstanden zu werden, sind Barrieren, die wir immer wieder abzubauen haben.

1.2 Geborgenheit und Sicherheit

Vertrauen und Vertraulichkeit zu erleben bringt uns Geborgenheit. Wir wissen uns in unserer Ehe „daheim“ und „beheimatet“. Hier ist der Ort unseres persönlichsten Lebensvollzugs, wo auch die schwachen und ungeschützten Seiten unserer Person sichtbar werden, weil wir in einem geschützten Raum sind.

Diese Geborgenheit wird dann besonders spürbar, wenn ein Partner sich von außen angegriffen fühlt; dann gibt der andere Schutz. Dann ist jemand da, der mich zuerst auffängt und hält, der zu mir steht und mich stützt. Gerade weil wir uns so vertraut sind, weil wir um unsere Schwächen wissen und sie akzeptieren, ist uns der Partner das Netz, das — bis jetzt — sich als tragfähig erwiesen hat, das nicht reißt.

Dies gibt uns eine persönliche Sicherheit. Was immer wir auch erleben im Beruf, in der Gesellschaft, in unserer Umwelt, wie wechselhaft auch unsere Lebensumstände sind: die Ehe gibt uns eine gewisse Konstanz. Wir sind uns bewußt, daß diese Sicherheit nicht selbstverständlich ist. Die Tragfähigkeit unserer Beziehung muß sich immer neu bestätigen.

1.3 Freiheit

Es mag paradox klingen, daß die Gebundenheit an einen geliebten Menschen uns Freiheit gibt. Wenn wir aber als Person in der Ehe Halt und Sicherheit finden, so bringt uns dies Freiheit nach außen. Wir können anderen Menschen freier begegnen, weil der Partner uns Rückhalt gibt. Wir können uns im Leben weiter wagen, uns auf Risiken einlassen, weil wir hinter uns die Hilfe des Partners wissen.

Wir erfahren, daß diese Rückbindung an den Partner uns im Freiraum nicht verirren oder verirren läßt. Der Partner ist uns frei-gewählte Orientierung.

2. Elemente, die sich bei uns entwickelt haben

2.1 Offener Dialog

Wir haben uns von Beginn unserer Beziehung um Offenheit und um das Gespräch

bemüht. Diese Formulierung sagt aus, daß uns das nicht immer oder nur bruchstückhaft gelungen ist. Grund dafür ist nicht nur die Furcht vor dem Offenbarwerden eigener Schwächen oder der fehlende Mut zu sich selbst, es hängt auch mit der je eigenen Charakterart zusammen und — dies sicher zu Beginn unserer Ehe — mit einer zu großen Schonung des Partners; „aus Liebe“ wollten wir dem andern nichts Unangenehmes oder Verletzendes zumuten.

Hilfen auf dem Weg zu größerer Offenheit, damit zu größerer Vertrautheit waren zuerst festgesetzte Gesprächszeiten, schriftliche Äußerungen zu einem Problem, Aussprachen mit befreundeten Ehepaaren, Beschäftigung mit Methoden der Gesprächsführung, Impulse durch Ehebücher. Damit ergab sich auch ein anderes Verhalten in persönlichen Konfliktsituationen.

Wir dürfen heute feststellen, daß sich dadurch die „ehelichen Eiszeiten“ verkürzt haben, d. h. Spannungen sind schneller abgebaut, die „Durststrecken“ sind kürzer — oder positiv gesagt: die gut erlebte Zeit wird länger, ohne daß damit Spannungen mit Tief und Hoch ausgeschaltet wären.

Zwei Bereiche, in denen wir die gegenseitige Offenheit besonders positiv sehen, seien erwähnt. Auf religiös-weltanschaulicher Ebene entwickeln wir uns je nach Lebensphase zueinander oder auseinander. Wir wissen aber voneinander, wo wir je stehen. Fragen um Glauben, um Leben und Tod sind Gesprächsstoff; eine unterschiedliche Überzeugung muß nicht verteidigt werden, sie wird diskutiert und akzeptiert.

Ebenso sprechen wir über unsere Beziehungen und Kontakte mit andern Menschen. Diese Begegnungen werden so nicht Ablenkung vom Partner, sondern zur Bereicherung unserer Ehe.

2.2 Verbesserung der Beziehungsqualität

Dazu gehört die früher erwähnte Verhaltensänderung in bezug auf Konflikt-Austragung und Gesprächsfähigkeit. Wesentlich scheint uns auch die bewußte Pflege unserer „Ehe-Zeit“ während der jetzigen „Familien-Zeit“. Pflege, Sorge und Erziehung der Kinder beanspruchen Kraft und

Zeit. Wir haben nie alles an die Kinder gegeben. Ob das eine Stunde Zeit beim Mittags-Kaffee, zwei, drei Tage Ferien zu zweit, ein Abend auswärts nur für uns waren: wenn wir jeweils die Kinder in sicherer Obhut wußten, hat uns dies immer gut getan, ist geradezu zur Notwendigkeit geworden. Jetzt, da die Kinder sich abzulösen beginnen, spüren wir, daß diese bewußte Pflege der Ehe unsere partnerschaftliche Beziehung gestärkt hat.

Häufiger als früher tun wir viele Dinge heute je allein, dies bedingt durch die Verschiedenheit der Arbeitsgebiete und die teils anders gelagerten Hobbys. Weil wir unsere Erlebnisse dem Partner mitteilen, ist dies auch Bereicherung für ihn. Bewußt pflegen und genießen wir aber nach wie vor einen Teil der gemeinsamen Freizeit.

Die bessere Beziehungsqualität zeigt sich auch im Bereich der Sexualkontakte. Die Art der erotischen und sexuellen Beziehung verändert sich wohl im Lauf jeder Ehe. Die erotische Spannung ist bei uns nicht mehr gleich spürbar, sie ist z. T. ersetzt durch die Vertrautheit. Die Qualität des Liebesspiels und der sexuellen Kontakte hat zugenommen. Daß einem der Partner in dieser Hinsicht nicht überdrüssig wird, sondern seine Anziehungskraft behält, ist einerseits auf die bewußte Pflege unserer Ehe zurückzuführen, bleibt aber andererseits eines der Geheimnisse.

2.3 Impulse zur Persönlichkeitsentfaltung

Wir erleben uns je als Person nicht mehr gleich wie vor der Ehe. Dazu hat der Partner — davon sind wir fest überzeugt — stark beigetragen. So ist der frühere „Frechschnabel“ zurückhaltender im vorschnellen Urteil geworden. Die Bescheidenheit des einen hat geholfen, daß sich der andere nicht mehr so wichtig nimmt. Andersherum hat der zu Bescheidene ein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln können. Der eine Partner ist abwartender geworden, der ruhige wurde angriffiger.

Daß dem so ist, hat sich nicht einfach so ergeben. Gegenseitige Äußerungen und das Analysieren unserer Verhaltensmuster haben uns geholfen, unsere Art und Unart zu verändern, zum Teil im Sinne der An-

passung an den Partner, vielmehr aber als Entwicklung brachliegender Persönlichkeitsmerkmale.

3. Ehe — Ort vielfältiger Möglichkeiten

3.1 Ort, wo meine Bedürfnisse wahrgenommen und viele erfüllt werden

Manche unserer menschlichen Bedürfnisse können wir je allein, irgendwo und irgendwie decken. Je differenzierter und menschlich anspruchsvoller unsere Bedürfnisse werden, umso eher wird ihre Erfüllung davon abhängen, wie unsere Umwelt sie wahrnimmt und mithilft, sie zu befriedigen.

In der Ehe sehen wir die große Chance, unsere Wünsche und Erwartungen direkt und klar zu äußern. Der Partner reagiert darauf, kennt mit der Zeit die besonderen Vorlieben und ermöglicht auch deren dauernde Erfüllung. Angefangen von elementaren Bedürfnissen des Wohnens und der Nahrung über die Erfüllung der erotischen und sexuellen Wünsche hin zu Erwartungen der Wertschätzung, der Toleranz und der Annahme der Person gibt uns der Alltag der Ehe täglich Möglichkeiten beizutragen, daß es dem Partner wohl ist.

3.2 Ort des vollen Angenommen-Seins meiner Person

Etwas vom Schwierigen in der Ehe ist wohl das Annehmen des Partners als der, der er ist. Hingezogen fühlten wir uns zu seinen positiven Seiten; wir bewunderten seine Stärken, seine positiven Werthaltungen, die uns entsprachen und die wir vielleicht selber erstrebten. Eingelassen haben wir uns aber auf einen Menschen, der auch seinen Schatten mitbringen mußte.

Das tägliche Miteinander mit wachen Augen zeigt uns nach wie vor diese positiven Eigenschaften des Partners. Seine Schatten, seine Schwächen werden aber ebenso offenbar. Und hier erleben wir gerade etwas vom Eindrücklichsten: obwohl wir diesen Fehler und jene Schwäche haben und sie nicht verbergen müssen, werden wir akzeptiert. Die negativen Eigenschaften des Partners werden zwar wahrgenommen und genannt, sie werden aber nicht korrigiert

— oder aber nur in dem Ausmaß, wie er sie selber verändern will.

3.3 Ort sozialen Lernens

Im Austragen von Konflikten haben wir einen wichtigen Lernprozeß erfahren. Es wurde uns immer weniger möglich, im „engen Raum“ der Ehe uns auszuweichen oder uns voreinander zu verstecken. Direkte Konfrontationen bringen unangenehme und leidvolle Zeiten. Äußerlich sind wir uns hautnah, innerlich aber weit voneinander entfernt. Solche Spannungen hier zu ertragen und zu lösen hilft uns, mitmenschliche Spannungen außerhalb besser anzugehen.

Wir haben auch gelernt, Schwierigkeiten zu er-dauern: einiges müssen wir annehmen, wie es ist; es löst sich nicht. Anderes können wir teilweise verändern. Wir lernten, uns beschenken zu lassen, ohne daß wir immer zu einer Gegenleistung verpflichtet sind. Wir haben erfahren, daß wir bei Meinungsverschiedenheiten nachgeben können, ohne zum Verlierer zu werden, und wir können recht bekommen, ohne die Macht der Überlegenheit ausspielen zu müssen.

3.4 Ehe als „Aufsteller“

Unsere psychische Belastung im Alltag nimmt zu: Stress, soziale Spannungen, Konflikte mit Mitmenschen häufen sich eher, als daß sie abnehmen. Umso dringlicher wird, wie wir uns wieder entlasten und uns geistig-seelisch gesund halten können. Uns hilft die Ehe in diesem Punkt sehr viel: kleine und größere Probleme jemandem anvertrauen zu können, ist bereits ein Teil der Entlastung. Wenn der Partner — dies meist wortlos — sich meinen Ärger oder mein Problem anhört, er meine Niedergeschlagenheit oder Ungeduld wahrnimmt und mich in dieser Stimmung annimmt, so hilft mir dies. Durch seine Anteilnahme und seine Rückfragen bringt er mich dazu, meine Schwierigkeit klarer zu formulieren und damit sachlicher zu sehen. Das „stellt“ uns auf und ist jederzeit mögliche Psycho-Hygiene.

Wir wissen nicht, was uns die Ehe künftig bringen wird. Auf Grund unserer bisheri-

gen Erlebnisse haben wir positive Erwartungen. Einig sind wir uns darüber: es hat sich gelohnt, es hat uns beglückt, unsere Ehe zu leben.

Georg Baudler

Ehekatechumenat und distanzierte Kirchlichkeit

Ein „erfahrungsgeschichtliches“ Modell der Ehekatechese für kirchlich distanzierte Christen

Das Problem der kirchlich distanzierten Christen, mit dem sich unsere Zeitschrift schon mehrmals beschäftigt hat, bedarf immer neuer Reflexionen und vor allem Lösungsversuche. Baudler greift hier jenes Beispiel eines Kontaktes auf, bei dem sehr viele „Fernstehende“ den Dienst der Kirche erbitten: die kirchliche Trauung. Nach einem kurzen Überblick über das Gesamtproblem der kirchlichen Distanz (mit dem gefährlichen Dilemma, vor dem die Kirche steht), versucht er einen neuen Weg bei der Ehevorbereitung durch ein Ehekatechumenat, das bei der Entwicklung der Partnerschaft ansetzt und dazu beitragen soll, daß die Geschichte dieser Erfahrungen vom Glauben her gedeutet werden kann. Die notwendigerweise etwas allgemein gehaltene Theorie solcher erfahrungsgeschichtlicher Katechese wird dann an einem Beispiel konkretisiert.* red

1. Das Dilemma: ausschließen oder ausschmücken?

Kirchliches Lehramt, Systematische Theologie und Praktische Theologie sind sich heute gleichermaßen einig bezüglich der Notwendigkeit und Dringlichkeit einer Pastoral für kirchlich distanzierte Christen¹. Als äußerst schwierig und nur sehr differenziert zu beurteilen erweisen sich jedoch

* Vgl. insbes. N. Mette, Die kirchlich distanzierte Christlichkeit als Herausforderung für kirchliches Handeln, in: *Diakonia* 9 (1978) 235–244.

¹ Die seelsorgerliche Hinwendung zu denen, „die den vollen Glauben nicht bekennen“ oder „ohne Schuld noch nicht zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gekommen sind“ ist grundgelegt in der Konstitution über die Kirche des

die Fragen nach den genaueren Zielen, Inhalten und Methoden einer solchen Pastoral. Dabei werden in der Diskussion allgemein zwei Pole gesehen, die es in dieser Pastoral abzuweisen gilt: Einerseits darf diese nicht verkommen zu einem „Service für bürgerliche Lebensfeiern“ (J. B. Metz); eine solche „bürgerliche Religiosität“ deckte die in christlichem Sinne als Herausforderung und Infragestellung zu verstehende tatsächlich vorhandene religiöse Dimension dieser Grenzerfahrungen zu, statt sie zu erschließen². Durch überhöhte Vorbedingungen für das erbetene pastorale Handeln an den Wendepunkten des Lebens würde sich die Kirche aber andererseits nicht nur der großen Chance berauben, jenseits einer drohenden Getto- und Sektenmentalität mit den breiten Bevölkerungsschichten unserer Gesellschaft Kontakt zu halten, sie würde darüber hinaus auch ihrem Ursprung in Jesus untreu werden, der sich bedingungslos dem suchenden und fragenden, dem am Rande der religiösen Sozialisation seiner Zeit stehenden Menschen zugewandt hat.

II. Vatikanums (vgl. Nr. 15 u. Nr. 16 dieser Konstitution). Das Synodenpapier „Das katechetische Wirken der Kirche“ geht detailliert auf die „Fernstehenden“ als eine besondere Zielgruppe ein und fordert eine Überprüfung der gesamten Pastoral unter der Frage, „ob sie auch diejenigen berücksichtigt, die im Glauben nicht schon — oder nicht mehr — fest verwurzelt sind“ (Pkt. 2.3.3.). Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken fordert angesichts der „Fernstehenden“ eine „Pastoral der konzentrischen Kreise“ — vgl. K. Forster (Hrsg.), *Religiös ohne Kirche? Eine Herausforderung für Glaube und Kirche*, Mainz 1977 —, die von der Konferenz deutschsprachiger Pastoraltheologen kritisiert wird, weil es die Situation der „Fernstehenden“-Pastoral als Randphänomen betrachtet, während, zumindest in unserem Lande, in dieser Art von Religiosität das „beherrschende“ religiöse Muster für die breiten Bevölkerungsschichten liegt (F. X. Kaufmann u. a., *Kirchliche und nichtkirchliche Religiosität*, Freiburg—Basel—Wien 1978, darin bes. der Beitrag von R. Zerfuß, *Pastorale Kompetenz*, S. 116/117). Papst Johannes Paul II. fordert ein katechetisches Wirken auch an „Jugendlichen ohne religiösen Halt“ und an Menschen, die sich in ihrem Leben von jeder religiösen Praxis entfernten und nun im reifen Alter mit nur kindhaften religiösen Kenntnissen dastehen (Johannes Paul II., *Zur Freude des Glaubens* hinführen. Apostolisches Schreiben über die Katechese heute, Freiburg—Basel—Wien 1979, Nr. 42 u. 44).

² Diesen Aspekt betont bes. J. B. Metz, *Glaube in Geschichte und Gesellschaft*, Mainz 1977, bes. § 3 (Politische Theologie des Subjekts als theologische Kritik der bürgerlichen Religion); vgl. dazu die gut abwägenden Überlegungen von N. Mette, *Kirchliches Handeln als „Kontingenzbewältigungspraxis“?* Zur Diskussion über die kirchlich distanzierte Religiosität, in: F. X. Kaufmann, a.a.O., bes. S. 77–87.